

Die hanseatische Preußin

Zum 100. Geburtstag von Marion, Gräfin Dönhoff

Richard von Weizsäcker nannte sie in seiner Laudatio zum 80. Geburtstag 1989: ‚Die Preußin unseres Jahrhunderts‘; sie selbst sagte einmal etwas, das sie kaum treffender beschreiben könnte: ‚Meine Begriffe, was ich tun möchte, kamen aus meinen eigenen Vorstellungen und weniger, weil ich sagte: Der ist so, so möchte ich auch werden.‘

Sie war in ihrer Charakterfestigkeit unverwechselbar und unverwundbar; ihre Meinung galt überall auf der Welt, ihr Wort hatte Gewicht.

Willi Brandt sah sie als eine Wegbereiterin seiner Ostpolitik.

Einer ihrer bedeutendsten Aussagen war, ist und bleibt: ‚Ich kann mir nicht vorstellen, daß der höchste Grad der Liebe zur Heimat dadurch kommentiert wird, daß man sich in Hass verrennt gegen diejenigen, die sie in Besitz genommen haben, und daß man jene verleumdet, die einer Versöhnung zustimmen. Vielleicht ist dies der höchste Grad der Liebe: Zu lieben, ohne zu besitzen.‘

Ihre scheinbare Härte, resultierend aus Selbstdisziplin und einer festen Vorstellung von Werten, war nichts anderes als die konsequente Beschreitung eines schwierigen Lebensweges. Sie sah den zunehmenden Werteverfall mit Besorgnis, wurde bis ins hohe Alter niemals Müde diesen anzuprangern.

Sie war eine Preußin, ohne Frage, doch im besten Sinne, die durchaus auch in der Lage war, ihre, politische, Meinung zu korrigieren, ja, sie zu ändern, was sie mehrmals im Leben tat.

Als sie eine Einladung von Willi Brandt erhielt, ihn zu seinem Besuch in Polen, und der damit verbundenen Unterzeichnung des Warschauer Vertrages, zu begleiten, sagte sie schweren Herzens einen Tag vor Abreise mit der Begründung ab, daß die Vorstellung bei der anschließenden Feier mit einem Glas Sekt auf die auf so schmerzliche Weise verlorene Heimat zu trinken, ihr unerträglich sei.

Der Kanzler verstand es.

Der kalte Krieg, als die Supermächte begannen sich gegenseitig in einer Todesspirale hochzurüsten, eine Entwicklung, die sie vorausgesehen hatte, wurde zu einer schwierigen Zerreißprobe. Sie fand auch hier einen für sie vertretbaren Kompromiss: Rüstung ja, aber niemals ohne miteinander zu sprechen.

Das Gespräch, das sie immer suchte - sei es in Redaktionskonferenzen oder im Kreis auserwählter Politiker in den Mittwochsrunden, einer alten Berliner Tradition aus dem 19. Jahrhundert, die nach dem 20. Juli 1944 aufgegeben worden war und von ihr in ihrem Blankeneser Haus wieder ins Leben gerufen wurde -, schien ihr essenziell. Sie sah sich auch als Mittlerin. Bereits 1960 setzte sie sich mit dem Kernproblem Südafrikas, der Apartheid auseinander, bereiste das Land, unterstützte Desmond Tutu und forderte Zusammenleben ohne Unterdrückung einer bestimmten Rasse. Sie war ein Kind ihrer Zeit, geprägt von Krieg und Vertreibung, hatte die Katastrophe am eigenen Leib erfahren, die ein solch beschränkter Weg bedeutete.

Ihre Rolle im Kreis des zwanzigsten Juli, blieb weitgehend von ihr unkommentiert. Es war typisch für sie, ihre Mitwirkung am Widerstand als gering zu erachten und stattdessen die Erinnerung an die anderen, für sie bedeutenderen Widerständler wach zu halten. Gegen daß Unrecht zu sein, war ihr eine Grundhaltung, die keiner weiteren Betonung bedurfte. Sie tat, was für sie selbstverständlich war, in einer seelenlosen, alles zerstörenden Zeit, die viele verführte, die weniger stark waren – besonders in den Kreisen, aus denen sie stammte -, was auch die eigene Familie nicht verschonte.

Sie war eine Konservative, niemals aber eine Traditionalistin, und kein Geringerer als Helmut Schmidt, bescheinigte ihr in seiner Laudatio anlässlich der Verleihung der Plakette der freien Akademie der Künste, sie habe allen Deutschen mit persönlicher Autorität die Moral in der Politik vorgelebt.

Ja, so etwas gibt es, eine von ethischen Grundsätzen getragene Politik; die Generation aber, die eine Landesführung noch mit erlebt hat, die ohne Ethik und Moral ein ganzes Land und dessen Bevölkerung rücksichtslos in den Abgrund treibt, ist vergangen. Die Nachfolger, so scheint es, haben zu wenig von ihr gelernt und sich zu sehr dem Zeitgeist angepasst.

Wir sind auch politisch in der Konsum- und Wohlstandsgesellschaft angekommen.

Schon im Jahre 1997 erschien, nach einer 1996 gehaltenen Rede, ihr kritisches Buch über die Auswüchse des Kapitalismus, zwölf Jahre vor dem Supergau der Weltwirtschaft.

Eine Gesellschaft, so schrieb sie im Vorwort zu ihrem Buch: 'Die neue

Mittwochsgesellschaft', ohne ethische Normen und Spielregeln, kann auf lange Sicht keinen Bestand haben. Sie hat die Marktwirtschaft immer befürwortet, und doch gleichzeitig Grenzen und feste Spielregeln für sie gefordert. Der Egoismus als Motor des Wettbewerbs in einem System, das auf Wettbewerb beruht, kann keine dauerhafte Lösung sein. Sie musste dabei darauf setzen, daß der Mensch, den schier unbezähmbaren Drang nach immer mehr, zu immer Höherem, selbst irgendwann eine Grenze setzt, denn ihr war klar: Ethische Maßstäbe kann man nicht durch Autorität festsetzen.

Den in den neunziger Jahren aufgrund steigender Kriminalität und fortschreitender Organisation des Verbrechens immer lauter werdenden Rufen nach staatlicher Kontrolle, stand sie daher kritisch gegenüber, den Lauschangriff lehnte sie, da für sie nicht kontrollierbar, vehement ab.

Widerstand, Aussöhnung und Maßhaltung, das waren die großen Lebensthemen der Gräfin. So wie sie die zerstörerische Kraft des Hitlerregimes früh, früher als viele andere, erkannte, den Weg bis hin zum totalen Krieg vorgezeichnet sah, so kennzeichnete ihr Weitblick auch in den späteren Jahren ihre Sicht, die in unzähligen Artikel in einer über fünfzig Jahre dauernden Tätigkeit als Journalistin ihren Niederschlag fand.

Sie hat Maßstäbe für den politischen Journalismus gesetzt. Und eine Messlatte gelegt, die nicht zu hoch sein darf, es aber leider ist, in einer Zeit, der immer weiter verflachenden Berichterstattung, des immer laxeren Umgangs mit Material und stets unter Zeitdruck stehender Journalisten. Heute macht die schnelle Meldung das Rennen, nicht die gute und korrekte Recherche. Auch dies eine Entwicklung, die die Gräfin vorausgesehen und gefürchtet hat.

Sie hat stets für ihre Überzeugung gestritten, vor allen mit Herausgeber Gerd Bucerius, um Seitenstärke und Aufmachung einer Zeitung, mit der ihr Name fest verbunden ist. Sie war über Jahrzehnte ‚Die Zeit‘.

Über viele Jahre war ‚Die Zeit‘ ein Verlustgeschäft, daß sie nicht unterging, einzig dem herausragenden unternehmerischen Geist Bucerius' zu verdanken, der unbeirrt, vor allem in schwierigen Zeiten, an ihr festhielt und ihre Defizite mit den Überschusseinnahmen anderer Projekte, wie der Herausgabe des gut laufenden Stern, finanzierte.

Der Kopf, der Geist, des Ganzen aber war Marion Dönhoff. Informationen und Instrumente zu vermitteln, damit sich der Leser ein eigenes Urteil bilden kann, das war ihre ganz eigene Art des Journalismus. Einer ihrer Stärken war dabei ihr literarischer Ansatz, mit dem sie im Stande war, selbst trockenste Fakten, für den Leser gangbar zu machen, wobei ihr Augenmerk immer auf dem Vermitteln des Inhaltes lag. Ihr Stil blieb einfach und prägnant, und macht ihre Artikel damit zu zeitlosen Botschaften, die vielleicht nicht glänzen, stets aber wirken. Die Form, so sagte sie einmal, dürfe nie den Inhalt diktieren.

Dabei war sie eine Visionistin, vielleicht, außer ihrer ständigen Neugier, einer ihrer stärksten Eigenschaften, mit, trotz allem erlittenem Schmerz, positiver Grundeinstellung.

In den Hochzeiten der Apartheid in Südafrika, entwarf sie in ihren Artikeln Pläne für runde Tische und verfassungsgebende Versammlungen, konnte sich im kalten Krieg eine Überwindung der Blockkonfrontation vorstellen.

Ihre Erfahrung hatte sie gelehrt, daß dem Unrecht zwar oft Raum gegeben wird, niemals aber für lange Zeit.

In einem Fernsehinterview 1998 berichtete sie gerührt von dem Brief eines verzweifelten süddeutschen Schuldirektors, der sie, die bereits weit über Achtzigjährige anfleht, zu ihnen zu kommen, um seinen Abiturienten für ihren künftigen Lebensweg positive Impulse zu geben. Sie tat es, trotz engem Terminplan.

Ja, sie war eine Preußin. Ihr Preußen aber war das Vorwilhelminische der Toleranz, des Pflichtbewusstseins und selbstständigen Denkens, dessen Untergang sie immer wieder betrauerte.

Ihre Fackel ist erloschen, ihr Licht aber leuchtet und erhellt die Dunkelheit, wenn man bereit ist, es zu sehen. Die Aufgabe meiner Generation muss es sein, dieses Licht zu erkennen, und seinen Schein am Leben zu halten.

Sie muss uns Lehrerin sein, nicht allein, was Moral und Pflichtbewusstsein angeht, mehr noch, wie wichtig es ist, niemals still zu sein, niemals hinzunehmen und niemals aufzugeben an das Bessere zu glauben.